

*Dr. Ellinor von der Heyde-Dohrn*

Als im Sommer 1945 die ersten Orgelklänge durch die zerbrochenen Fenster des Domes St. Blasii über den Burgplatz erklangen, lösten sie bei allen Hörern ein unbeschreibliches Dankesgefühl aus: wenigstens ein Orgelwerk aus der ehemals stattlichen Reihe Braunschweiger Orgeln war der Kriegsfurie entgangen!

„Die Orgel spielt!“ hieß es damals. Über das „Wie?“ wagte niemand Rechenschaft abzulegen. Tatsächlich lautete das Gebot der Stunde, aus dem gnädig Bewahrten das Bestmögliche herauszuholen, um den ersten Hunger der nach geistig-seelischen Werten darbenenden Menschen zu stillen. Nie haben Orgelklänge mit all ihrer hintergründigen Aussage mehr zur Erhebung der Gemüter beizutragen vermocht, als während des Krieges in den verdunkelten und späterhin in den fensterlosen Gotteshäusern!

Aber bald zeigte sich, daß die Orgel im Braunschweiger Dom kaum noch die primitivsten Aufgaben zu erfüllen vermochte und einer wirklichen Pflege der Orgelliteratur unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzte. Daran waren nicht nur Wind, Regen, Kälte und Staub schuld, die ungehindert in das hohe Gewölbe des Domes eindringen konnten, sondern vor allem Schwächen, die in der Orgel selbst begründet lagen und schon lange vor dem Krieg Anlass zu Klagen und Verbesserungsvorschlägen gegeben hatten. So schrieb der damalige Domorganist Walrad Guericke schon im Jahre 1935:

„Der Registerumbau der Domorgel ist eine Forderung, die sich daraus ergibt, daß wir Berufsorganisten seit etwa 10 Jahren eine andere Art kirchlichen und konzertierenden Orgelspiels pflegen, als man früher in Seminaren und Musiklehranstalten lernte. Für damalige Begriffe war und ist die 1901 erbaute Domorgel ein großartiges Wunderwerk; sie ist aber ein Erzeugnis der Zeit um die Jahrhundertwende, die wir Menschen von heute mit andern Augen ansehen.“ Und an anderer Stelle fällt das harte Wort: „Die bisherige Orgel, von Fachleuten als ‚Schrei- und Brüllorgel‘ bezeichnet, ist nicht mehr zeitentsprechend. Dr. Mahrenholz, Hannover, erklärte wörtlich, daß an dieser Kultstätte ein neues, zeitgemäßes Instrument eingebaut werden müßte.“

Wir sind gewöhnt, auf allen Gebieten des Lebens und der Kunst dem Wandel des Geschmacks Rechnung zu tragen. Was sich jedoch auf dem Gebiet des Orgelbaus im zweiten und dritten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts vollzogen hatte, fiel keineswegs in die Kategorie eines modischen Geschmackswandels, sondern betraf unsere Einstellung zum Wesen der Orgel überhaupt. Gereinigt von fremden Klangeinflüssen war die Orgel wieder zu einem Instrument eigener Prägung geworden – von unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit der Klangfarben und doch in jedem Register unverwechselbar mit jedem anderen Exemplar unseres Instrumentariums; und bei all diesem Reichtum der Möglichkeiten doch nicht eine überzüchtete, leblose Klangmaschinerie, sondern nichts als ein „organon“, ein Werkzeug in der Hand des Künstlers – wie der zum Lobe Gottes geführte Pinsel oder Meißel auch.

So war es nur zu verständlich, daß die Notwendigkeit, zur Beseitigung der Kriegs- und Witterungsschäden einzugreifen, zugleich den Wunsch nach einer klanglichen Umgestaltung heraufbeschwor. Schon im Februar 1946 legte der damalige Orgelbausachverständige ein ausführliches Gutachten vor, das mit dem Hinweis schloss: „Man muss damit rechnen, daß von irgendeiner Seite ausgesprochen werden kann, daß für eine Kirche von der Bedeutung des Braunschweiger Domes eine neue Schleifladenorgel notwendig sei. Selbstverständlich wäre das das Ideale. Ich bin aber der Ansicht, daß wir bei der entsetzlichen Not der Zeit und bei der großen Armut, die über unser Volk gekommen ist und noch kommen wird, uns nicht den Luxus leisten können, gut erhaltene Kegel- bzw. Taschenladen wegzuwerfen... Die vorgeschlagenen Dispositionsveränderungen sind auch unter den heutigen schwierigen Verhältnissen der Materialbeschaffung zum größten Teil durchführbar.“

Was nun begann, war ein endloser Kampf, die Schwächen der Orgel zu beseitigen oder wenigstens zu mildern, ohne doch das Übel an der Wurzel - nämlich am System der Windladen und der Traktur anpacken zu können. Immer wieder wurden verzweifelnde Anstrengungen gemacht, deren klangliches Ergebnis in keiner Weise den Erwartungen entsprach. Dumpfe, farblose Register wurden durch hellere ausgetauscht, der Winddruck herabgesetzt, das verbleibende Pfeifenmaterial umintoniert, der völlig defekte Spieltisch aus dem Jahre 1901 durch einen neuen elektrischen ausgewechselt... alles vergebens! Ein klarer, edler, von Nebengeräuschen freier Klang, wie er uns vorschwebte, war auf diese Weise nicht zu gewinnen.

Trotz dieser (scheinbar) vergeblichen Anstrengungen muss in diesem Zusammenhang mit größtem Nachdruck ausgesprochen werden, dass zu jener Zeit, 2 ½ Jahre vor der Währungsreform, ein anderer Weg als der von uns beschrittene gar nicht in Frage gekommen wäre, wenn wir nicht einfach die Hände in den Schoß legen und bessere Zeiten für einen Neubau abwarten wollten. Das aber verbot die kirchliche Gesamtsituation in der Innenstadt Braunschweigs! War doch der Dom in jenen Jahren der einzige intakt gebliebene kirchliche Raum, der eine große Gemeinde notdürftig aufzunehmen vermochte, und die Domorgel weit und breit die einzige Orgel, die überhaupt noch ihre Stimme in Gottesdienst und Feierstunde erklingen lassen konnte! Und nie ist das Verlangen nach der reinigenden und erhebenden Kraft der Musica sacra sowie die Freudigkeit, sich in ihren Dienst zu stellen, größer gewesen als in jenen Jahren! Dass wir damals nicht zum Stumm-Bleiben verurteilt waren, betrachten meine Domchor-Sänger mit mir als ein großes Gnadengeschenk; denn so aus dem Vollen haben wir nie wieder geschöpft, wie damals in unserer größten Armut.

Aber die Zeit schritt weiter. Überall dort, wo die Bomben „reinen Tisch“ gemacht hatten, wurden nach den neuen Erkenntnissen Orgel-Werke gebaut, die bei all ihrer Bescheidenheit einen viel größeren Farbenreichtum in sich bargen als die bombastische große Domorgel. Zudem setzte sich immer deutlicher die Einsicht durch, daß nicht nur der Klang, sondern auch die äußere Gestalt der Orgel, wie sie uns das Dritte Reich hinterlassen hatte, in keiner Weise der Würde des romanischen Bauwerks entsprach. Der Orgelprospekt (die Schauseite der Orgel) aus billigsten Zinkpfeifen unmöglicher Mensurierung fügte sich zwar mit seiner Rundung der darüber liegenden Rosette fehlerfrei an, tat im Übrigen aber nichts vom Wesen und Aufbau der Orgel kund. So reifte allmählich die Erkenntnis, daß die Notlösung aus den Jahren nach dem Kriege ausgedient hatte und der Dom jene Orgel erhalten müsste, die seiner klaren, großen, reinen Baugesinnung entsprach.

Auf die Frage, welcher Orgelbaumeister einer solchen Aufgabe, die außer hohen fachlichen Qualitäten ein großes Maß an kunsthistorischem Takt und Einfühlungsvermögen erforderte, gewachsen sein würde, war nach den Erfahrungen in der St. Marien-Kirche zu Wolfenbüttel die Antwort bald gefunden: Karl Schuke, Berlin. Zu der Anerkennung seiner besonderen Eignung auf Grund mannigfacher Erfahrungen bei der Restauration wertvoller alter Orgeln, seiner vielseitigen Bildung – Karl Schuke ist seit 10 Jahren Dozent für Orgelkunde an der Berliner Musikhochschule – und seiner dem Neuen zugewandten eigenschöpferischen Persönlichkeit kam als entscheidendes Moment der Wunsch hinzu, mit einem solchen Auftrag einer Berliner Werkstätte die durch die Abschnürung verursachten Schwierigkeiten tragen zu helfen.

Im Mai 1958 wurde die erste Fühlung genommen - am 28. Januar 1962 kann endlich die festliche Einweihung stattfinden! Was an Bemühungen um die überzeugende Lösung zwischen diesen beiden Daten liegt, darf vom Chronisten verschwiegen werden. Genug, daß die Orgel mit ihrem edlen Klang nun die hohen Gewölbe des Domes erfüllt und in ihrer äußeren Gestalt gemeinsam mit der Rosette den sinnvollen Abschluss des Westwerkes bildet.

Wer an Hand dieses Büchleins einen Einblick in das Besondere der neuen Orgel gewinnen möchte, der betrachte die Disposition (die Zusammenstellung der Stimmen) und die Fotografie des Prospekts, des optischen Vordergrundes. Die 55 Register (4370 Pfeifen) sind klar und übersichtlich in fünf in sich geschlossene Werke gegliedert: das Pedal, aufgeteilt in eine von C und eine von Cis ausgehende Ganztonleiter an den äußeren Flanken rechts und links (hinter den Vordergrundpfeifen befinden sich jeweils die übrigen Pfeifen des entsprechenden Werkes; das Hauptwerk auf den fünf Feldern der mittleren Horizontale, vom 2. Manual aus spielbar; das Positiv in den drei Feldern über dem Hauptwerk, vom 1. Manual aus spielbar; und die beiden Brustwerke links und rechts in den Jalousiekästen über dem Spieltisch, vom 3. und 4. Manual aus spielbar. Jedes dieser fünf Werke hat seine ganz bestimmte Aufgabe innerhalb des Gesamtorganismus und bildet zu gleicher Zeit einen in sich geschlossenen Klangkörper, der sich bei dieser werkgerechten Aufstellung im Raum frei entfalten kann. Ein Blick auf den Prospekt der bisherigen Orgel macht sofort die Vorzüge der neuen Orgel deutlich; dort dient die nach dem Prinzip der Größe angeordnete Reihe von (teilweise nichtklingenden) Pfeifen gleichsam als Schurz, um das bunte Durcheinander im Aufbau des x-mal umgebauten Werkes zu verdecken. Klarheit des Spieles war bei dieser räumlichen Überlagerung der verschiedenen Werke beim besten Willen nicht zu erreichen.

Auch die übrigen Schwächen der ehemaligen Orgel sind vermieden worden: moderne Schleifladen bewirken eine wunderbare Klangverschmelzung der verschiedenen Register, und die mechanische Traktur (der Verbindungsweg von der Hand des Spielers bis zur Pfeife selbst, in diesem Falle aus Aluminium und mancherlei Werkstoff hergestellt) gewährleistet größtmögliche Präzision des Spiels. Für alle Teile der Orgel wurde das beste Material verwendet; wem das nicht der Klang kundtut, den wird ein Blick auf die leuchtende Pracht des Prospekts davon überzeugen. Überflüssig zu sagen, daß die klanglichen und spieltechnischen Eigenschaften des Werkes die Wiedergabe von Kompositionen der verschiedensten Stilepochen erlauben! Am Spieler liegt es nun, von den schier unbegrenzten Möglichkeiten den rechten Gebrauch zu machen, so daß auch diese neue Orgel unter der Inschrift stehen könnte, die sich unter einer alten Orgel in Schlesien fand: „Ecce ancilla Domini, Siehe, ich bin die Magd des Herrn“.